



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Minister Bosse

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Minister Bosse



as hier gebracht wird, soll keine Würdigung des Wirkens und der Verdienste des heimgegangnen Staatsmanns sein; dazu wird hoffentlich in nicht ferner Zeit die Veröffentlichung der von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen die Gelegenheit bieten. Hier soll nur ein Erinnerungsblatt gegeben werden aus der Geschichte der Grenzboten selbst, das in einer Reihe von Ausschnitten aus dem Schatz seiner Briefe an den Verleger zeigen soll, wie er zu den Grenzboten gestanden hat, was sie an ihm gehabt und an ihm verloren haben. Es ist nur eine kurze Spanne Zeit, daß Bosse dem Blatt nahe gestanden und an ihm mitgearbeitet hat, kaum länger als anderthalb Jahre; aber es ist eine dem Verleger unvergeßliche Zeit. Alles, was Bosse gab, seine Beiträge, seine Briefe, kam vom Herzen und strömte aus einem Herzen, das voll von Güte war, aus einem Geiste, der abgeklärt durch reiches Wissen und reiche Erfahrung über den Dingen stand. Er war einer der besten Männer, die je für die Grenzboten geschrieben haben, und einer der echtesten Freunde, die sie gehabt haben. Daß er ihnen nach so kurzer Zeit entrisen wurde, ist ein großer Verlust für sie; er hätte ihnen noch unendlich viel sein und unendlich viel geben können, und er gab ja so gern, gerade den Grenzboten, weil sie ihm ans Herz gewachsen waren.

Nach den ersten Berührungen, die ich mit dem Minister Bosse hatte, hätte ich freilich nie geglaubt, daß ich jemals in ein näheres und herzliches Verhältnis zu ihm treten würde. Man kann als Verleger gelegentlich den Wunsch hegen, daß sich ein hohes Kultusministerium für Dinge interessiere und ihnen Förderung angeheißen lassen möchte, die man unternimmt und für wertvoll und nützlich hält. Man sieht ja, wie manche Dinge sich amtlicher Unterstützung erfreuen und ihr ihren Erfolg verdanken. Ohne Ahnung davon, welche Wege dazu unter Umständen nötig gewesen sind, wird man sich herzlich an die oberste Instanz wenden und dort seine Bitte vortragen. Dann wird man die Erfahrung machen, daß diese oberste Instanz sich nicht veranlaßt sieht, sich mit der Sache zu befassen, ohne von zuständiger Seite dazu veranlaßt zu sein. Man wendet sich also an tiefer stehende Instanzen, vielleicht an die zunächst

in Betracht kommenden, sagen wir an die Gymnasialdirektoren, obgleich man weiß, daß diese so viel behelligt werden, daß ihr erstes Gefühl der Papierkorb ist. Man erhält denn auch nur einige Antworten, die in der Regel dahin lauten, daß man sich ohne Veranlassung von zuständiger Seite nicht mit der Sache befassen könne. Aha, denkt man, der Ibis ist in der Mitte am sichersten! und wendet sich unverdrossen an die Provinzialschulkollegien. Von diesen bekommt man dreierlei Antworten. Entweder: Lassen Sie uns gefälligst in Ruhe; oder: Ohne Veranlassung von oben, oder: Ohne Veranlassung von unten können wir uns nicht mit der Sache befassen. Nun hat man die Empfindung, daß man vor einem Rätsel stehe, und man setzt sich vielleicht hin und schreibt: Exzellenz! Das ist doch die Geschichte von den drei Ringen usw. Darauf erhält man in angemessener Frist auch eine Antwort, die aber betrübenderweise lautet: Euer . . . erwidere ich, daß ich mich nicht veranlaßt sehen kann, von den bewährten, Ihnen wiederholt ausgesprochenen Verwaltungsgrundsätzen abzuweichen.

Man wird sich nun eines Gefühls von Bitterkeit nicht erwehren können, da man sich doch bewußt war, um Interesse für eine nützliche Sache gebeten zu haben, die es vielleicht mehr wert war als manche andre, und man wird sich mit finstern Plänen in seinem Innern tragen. Aber ganz unerwartet kommt dann bei irgend einem Anlaß ein Brief, der einen vollständig entwaffnet: Sehr geehrter Herr! Sie wissen, daß ich die Grenzboten nicht nur lese, sondern aus ihnen zu lernen suche usw.

Man ist natürlich erstaunt, daß man von einer Seite, wo man noch vor nicht langer Zeit in rein formeller amtsmäßiger Weise abgewiesen worden ist, plötzlich ein so freundliches, persönliches Wort erhält; aber man ist erfreut und ist geneigt, sich zu sagen: Ja, ein Minister wird seine Gründe haben, sich Bitten von Privatleuten gegenüber auf den rein formellen Beamtenstandpunkt zu stellen, wenn es auch in deinem Falle wohl nicht nötig war.

So vollzog sich mein erster Verkehr mit dem Minister Boffe. Nicht lange darauf gab mir eine Verfügung des Ministers über die Drahtheftung bei Schulbüchern Veranlassung, mich hinzusetzen und einen Brief zu schreiben, worin ich darlegte, daß die Verfügung ein Fehler sei und die und die Nachteile zur Folge haben würde — es war eine ganz private Äußerung, zu der mich der liebenswürdige Ton des erwähnten Briefs veranlaßte. Ich konnte mir aber nicht versagen, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß der Einband — man könne ja an Stelle der üblichen Schundware die Lieferung guter Drahtheftung durchsetzen — schließlich eine äußerliche Sache bei Schulbüchern sei; nun möchte ich aber wissen, auf welchen bewährten Verwaltungsgrundsätzen die Zulassung mancher Schulbücher beruhe, bei denen der Inhalt noch schlechter sei als der Einband, und kam zu der Bemerkung, daß es — was mir dem Schwindel auf dem Schulbüchermarkt gegenüber auch heute noch als das Richtige erscheinen möchte — das beste sein würde, den ganzen Schulbücherverlag zu monopolisieren und zu verstaatlichen.

Natürlich erwartete ich auf diese kleine Bosheit keine Antwort, aber zu meiner Überraschung erhielt ich nach ein paar Wochen doch eine, und zwar

zu persönlicher Einsicht die Kopie eines Erlasses, der mit meinen Erwägungen den frühern modifizierte, und dazu die ernsthafteste amtliche Bemerkung: „Was die Frage der Zentralisation der »Schulbüchersache« anlangt, so kann ich Ihre Ausführungen mir nur zu einem Teil aneignen. Daß sich noch viel Minderwertiges auf diesem Gebiet hält und weiterwuchert, ist unumwunden zuzugeben, aber die von Ihnen vorgeschlagne Abhilfe stößt doch in mehr als einem Punkte auf Bedenken“ — es war schade; ich hatte als Kommissar für die Begutachtung von Schulbüchern meinen Gevatter Wustmann vorgeschlagen; der hätte aufgeräumt!

Das war im Anfang des Jahres 1898 gewesen; im Laufe des Jahres bekam ich auf ein paar Zusendungen, die ich dem Minister ohne Bitten oder Wünsche zu äußern machte, kurzen formellen Dank. Im Späthommer hätte ich beinahe eine persönliche Begegnung mit ihm gehabt. Ich kam nach Schruns im Montafun und hörte, daß er auch dort sei; er wurde mir auch in der Ferne gezeigt, als er mit seiner Familie im Abendsschatten spazieren ging, aber am andern Tage hieß es, er sei plötzlich nach Berlin abgereist. Es war, als er aus seinem Amte schied, womit also auch unser „amtlicher“ Verkehr sein Ende erreicht hatte.

Aber ein anderer trat alsbald an dessen Stelle. Im Oktober kam ein Brief mit einem Manuskript. „Ich hatte, schrieb der Minister, kurz nach meinem Ausscheiden aus der Regierung mir die von mir vertretene Auffassung der Lage — zunächst nur für mich — notiert. Beim Wiederdurchlesen der Notizen kam mir, dem alten Grenzbotenfreunde, der Gedanke, daß es wohl nützlich sein könnte, meine Gedanken zu veröffentlichen, und daß sie, selbst wenn ihrer Darstellung noch ein Anflug von der etwas steifleinernen Gewohnheit meines bisherigen amtlichen Ausdrucks anhaften sollte, vielleicht für den Leserkreis der Grenzboten passen und einiges Interesse bieten könnten.“ Es war der Aufsatz über „Die Staatsregierung und die Konservativen in Preußen,“ der in Heft 45 der Grenzboten 1899 steht, und den ich natürlich mit Freuden aufnahm. Zunächst blieb es bei dieser einen Zusendung, aber ich hatte bald darauf Anlaß, mich mit der Bitte um einen Beitrag an den Minister zu wenden. Ich hatte eine Gelegenheit wahrgenommen, etwas stark keizerische Bemerkungen über Mädchenerziehung und Frauenfrage zu machen, die auch in dem engsten Grenzbotenkreise böses Blut erregt und mir übeln Dank eingetragen hatten. Dies führte mich dazu, mich an den Minister zu wenden und ihn als den kompetentesten und über den Parteien stehenden Beurteiler der Sache zu bitten, seine Ansichten in den Grenzboten auszusprechen. Am 23. Februar 1900 schrieb mir der Minister darauf folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Brunow!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren liebenswürdigen Brief von gestern. Ich schreibe für keine Zeitschrift lieber etwas, als für die Grenzboten; diese sind meine alte Liebe und werden mir mit jeder Nummer lieber. Ich habe freilich das Bedenken, daß ich der „kompetenteste Mund,“ für den Sie mich halten, nicht bin. Allein die Gedanken über die Frauenfrage, die Sie in Nr. 50 vom vorigen Jahr und in der diesjährigen Nr. 3 angedeutet haben, decken sich ganz mit meinen An-

schauungen, die ich am 30. April 1898 im preussischen Abgeordnetenhaus aus Anlaß der Interpellation über das Breslauer Mädchengymnasium dargelegt habe. Ich will also einen Versuch machen. Wenn er Ihnen nicht gefällt, so legen Sie ihn beiseite. Das wird meine Liebe zu den Grenzboten nicht mindern. Eher meinen Respekt erhöhen. Die Grenzboten sind jetzt wundervoll im Zuge; ihre Art, in anständiger und doch schlagender Form ohne jede Verbeugung vor philiströsen oder exzentrischen Modedummheiten die Wahrheit des gesunden Menschenverstandes auszusprechen, ist einzig und herzerquickend. Ich kann am Freitag morgen den Postboten kaum erwarten, der mir das grüne Heft bringt. Ob es mir aber gelingen wird, den rechten Ton zu treffen und eine noch so flüssige Frage mit der rechten überzeugenden Abrundung zu besprechen, steht dahin.

Unbezahlfar ist die Figur Ihres wunderlichen Freundes. Lassen Sie ihn ja nicht verschwinden, den trefflichen gescheiten Brunnbär mit dem goldenen Herzen und der wohlthuenden Grobheit. Er hat eine Menge Freunde. In Leipzig sollen ja die Leute schon nach dem Rosenthal gehn, um ihn zu Gesicht zu bekommen.

In herzlicher Verehrung der Ihrigen. Boffe.

Daß mir dieser Brief die größte Freude machen mußte, ist klar. Es war das erste ganz persönliche und herzliche Wort von einem Manne, dessen rein geschäftliche Art mich, als er noch im Amte war, gereizt hatte, gerade weil ich bei ihm so gern etwas anderes als kühle Ablehnung gefunden hätte. Diese zurückhaltende Art war es wohl gewesen, die dem Minister den Ruf eingetragen hatte, daß er nichts als ein Altkemensch sei. Daß er sehr guten Grund haben könnte, zurückhaltend zu sein, und daß sein strenges Pflichtgefühl und das Bewußtsein seiner großen Verantwortlichkeit dabei mitspielten, gewiß auch oft eine schöne Bescheidenheit, das blieb den Fernstehenden verborgen. Ein Minister ist ja auch ein Mensch, aber es wird schwer für ihn sein zu sagen: Hier bin ich es, hier darf ichs sein! Jetzt durfte er es aber sein, und ich konnte mich ihm freimütig nahen. Ich schrieb ihm nun allerhand über die Grenzboten, die Art und Weise, wie sie gemacht würden, und welche Schwierigkeiten und Kämpfe es manchmal zu bestehn gäbe — gerade dem „wunderlichen Freunde,“ der ihm so viel Spaß machte, war es passiert, daß er auf anderer Seite Anstoß erregt hatte; ein entrüsteter Freund hatte die aufmunternde Bemerkung gemacht, er hätte in seinem Leben noch kein solches Blech und keinen solchen Blödsinn gelesen. Eine solche Meinungsäußerung konnte ja etwas verblüffen, und sie war denn auch der Anlaß gewesen, weshalb ich mich an den Minister gewandt hatte; ich hatte nicht bezweifelt, daß ich ihn auf meiner Seite haben würde. Also ich führte in meinem zweiten Brief näher aus, was mich dazu gebracht habe, zur Frauenfrage das Wort zu ergreifen, und der Minister schrieb mir am 25. Februar darauf folgendes:

Haben Sie Dank für die Orientierung, die Sie mir in Ihrem Briefe von gestern gewähren. . . . Daß die Leitung der Grenzboten keine leichte Sache sein kann, habe ich mir immer gesagt. Ihre Eigenart besteht ja darin, daß selbständige, unabhängige Leute, die in ein Partei-system und in eine Schablone nicht recht passen, frei von der Leber weg reden. Da braucht nicht jeder jedes Wort des andern zu unterschreiben, und es ist ganz natürlich, daß der eine oder andre auch einmal schimpft. . . . Aber werfen Sie nur die Flinte nicht ins Korn. Die Grenzboten bedeuten etwas, das können Sie glauben. Sie nennen sie ein Altkemnerblatt. Das

sind sie auch, aber ein frisches und eigenartiges, an dem doch auch die jüngere Generation viel Interesse nimmt. Ich sprach noch kürzlich mit einem preussischen Landrat, sehr tüchtig, siebenunddreißig Jahre alt. Der war ganz hingenommen von den Grenzboten und sagte, er könne sie nicht entbehren. . . .

Für den Artikel „Zur Frauenfrage“ habe ich angefangen, mir den Gedankengang ein wenig zurechtzulegen. So recht will es aber nicht fließen. Dennoch gebe ich die Sache nicht auf. Nur die nächsten Tage bin ich anderweit so in Anspruch genommen, daß ich pausieren muß.

Später möchte ich Ihnen vielleicht einmal ein paar Worte über den Blödsinn unsrer konventionellen Geselligkeit schicken. Das wäre eigentlich ein Thema für den Wunderlichen oder auch für Fritz Anders. Es ist geradezu unglaublich, wie heruntergekommen unsre übliche Geselligkeit ist, und welchem Zwange sonst ganz vernünftige Menschen sich unterwerfen, um dies inhaltlose, unpersönliche und dabei teure Treiben mitzumachen. Das müßte einmal gründlich gezeißelt werden.

Aber genug für heute. . . . Halten Sie nur den Kopf hoch, das Herz frisch und den Mut tapfer!

In treuer Verehrung usw.

Die Artikel über die Frauenfrage erschienen dann in Heft 14 bis 16 der Grenzboten. Mit ihnen und allerhand Plänen und Tagesfragen beschäftigen sich die folgenden Briefstellen, die ohne weitem Kommentar verständlich sind.

20. März 1900

Für den freundlichen Brief von gestern sage ich Ihnen meinen schönsten Dank. Für mich sind ja Arbeiten dieser Art etwas Ungewohntes, und ich freue mich, daß der Artikel Ihren Beifall hat. Ich habe gar keinen Anlaß, Ihnen absolute Geheimhaltung meiner Autorschaft aufzuerlegen. Wenn Sie also einem oder dem andern der Ihnen nahestehenden Freunde mich als den Verfasser zu nennen für gut halten, so steht dem nichts entgegen. Mir liegt nur daran, daß ich nicht öffentlich als Verfasser solcher Artikel bekannt und genannt werde. Die Menschen sind hier in solchen Dingen klein und aggressiv. Durch persönliche Polemik habe ich als aktiver Minister acht Jahre lang Verdruß genug gehabt. Ohne zwingende Not möchte ich mir daher jetzt eine solche öffentliche Polemik nicht einbrocken. Der Artikel wird auf Widerspruch stoßen. Die Sozialdemokratie und die Freisinnigen, Israels Töchter voran, werden schreiben, wie sie 1898 über meine gegen das Breslauer Mädchengymnasium gehaltene Rede ganz töhricht geschrieben haben. Wenn sie erfahren, daß ich der Verfasser bin, so würde es ihnen ein gesundnes Freßsen sein, mir hinterher noch einige Fußtritte zu versetzen. Das bedeutet ja freilich nicht viel. Aber in meiner jetzigen Lage könnte es doch unbequem werden. Also lieber nicht.

Auf den nächsten Wunderlichen freue ich mich doppelt, wenn Herr Otto Kaemmel mitmacht. Seine Herbstbilder aus Italien sind ja entzückend, und sein „Werdegang des deutschen Volkes“ hat mich seinerzeit so gepackt, daß ich wiederholt versucht habe, seine Berufung an eine preussische Universität durchzusetzen, was ich leider nicht erreicht habe, eine Illustration zur Allmacht des „allmächtigen Ministers.“ Lassen Sie sich doch ja von Kaemmel einen Artikel schreiben über die zweihundertjährige Geschichte der preussischen Akademie der Wissenschaften. Harnacks heutige Jubiläumrede, ein wahres Kabinettsstück großartiger, unbefangener Auffassung und schöner Beredsamkeit, bietet das Material dazu, das aus der heute ausgegebenen Festschrift Harnacks noch ergänzt werden könnte. Aber den Artikel muß ein Historiker für Sie schreiben, und dazu wäre Kaemmel ganz der Mann. Auch um die Mängel und das noch Fehlende vornehm, aber ernst zu betonen (Deutsche Sprache und Litteratur).

Was die Gesellschaftsdummheiten betrifft, so könnten wir uns vielleicht so ver-

tragen, daß ich versuche, Ihnen gelegentlich einmal etwas Material darüber für den wunderlichen Freund aufzuschreiben. Gelingt es, wie ich fürchte, nicht recht, und es paßt Ihnen nicht, so werfen Sie es in den Papierkorb. Und zu dem, was etwa zu brauchen wäre, können Sie ja auch einige Arabesken hinzufügen. Aber dazu gehört Stimmung, und die muß erst noch kommen.

Über die Maclarenschen Erzählungen schicke ich gelegentlich ein paar Zeilen. [Sie stehn in Hest 15.] Darin haben Sie vollkommen Recht: das Dialektische ist auch in der Döblerschen Übersetzung der schwächste Teil.

6. April 1900

Ich entfinne mich noch sehr wohl der Zeit, wo die Grenzboten auch mir gar zu sozialistisch waren. Unter den sozialen Verkehrtheiten, unter denen wir leben, ist ja leider so viel Schlimmes, daß ein ehrlicher Mann wohl auf den Gedanken kommen kann, da läge die Quelle alles Übels, und nur da müsse jede Heilung und Besserung einsetzen. Und das kann ja dann leicht zu Übertreibungen führen. Aber das ist ja schon so lange her, und Sie sind jetzt so zahm, daß das doch kaum noch nachwirken kann. Wichtig ist ja, daß die Konservativen und Agrarier von der Parteischablone nicht so ganz zufrieden sein können. Das ist aber in der Ordnung. Denn wenn ich die Grenzboten recht verstehe, so liegt ihre Eigenart in der Vertretung der Wahrheit unter Bekämpfung der Scheuklappen, und das können die eigentlichen Parteimänner nicht ertragen. Aber selbst die Parteipresse ist ja in dieser Beziehung etwas besser geworden. Jedenfalls lassen Sie nur nicht nach. Die Grenzboten müssen und werden schließlich durchdringen; und sie haben doch auch schon jetzt viele Freunde. Nur die Philister aller Parteien rümpfen die Nase und thun einigermaßen verächtlich. Das schadet aber nichts, im Gegenteil. . . . Herr Direktor Kaemmel hat mir gar nichts zu danken. Die Dankesschuld ist auf meiner Seite. Sie glauben nicht, welchen Gewinn ich von seinem Werdegang gehabt habe und noch habe. Ein Jammer, daß die zünftigen Akademiker daran so vorbeigehn. Die Entlassungsrede in den heutigen Grenzboten hat mir wieder ausnehmend gefallen, das ist alles menschlich, wahr, anfassend, zu Herzen gehend, original und knüpft so natürlich an seine Reiseindrücke an. Bitte, empfehlen Sie mich ihm gelegentlich. Ich freue mich auch seines warmen Eintretens für das alte humanistische Gymnasium. Ich habe die schwersten Besorgnisse auf diesem Gebiete. Das Gesamtniveau unsrer Gymnasialabiturienten geht nicht nur zurück, sondern ist schon so erheblich zurückgegangen, daß der beste Teil unsrer Bildung gefährdet wird. . . . Man mag die Realanstalten mit mehr Berechtigungen ausstatten, als sie jetzt haben, aber den humanistischen Anstalten soll man einen Lehrplan geben, mit dem sich eine gute klassische Bildung erreichen läßt. Hoffentlich macht unser Kultusministerium keine weiteren Halbheiten. Wir haben gerade Halbheit genug.

8. April 1900

Hierneben schicke ich Ihnen den Versuch einer Plauderei über konventionelle Geselligkeit. Es ist nichts Erschöpfendes geworden, und ich bin nicht einmal sicher, ob der Ton Ihres wunderlichen Freundes einigermaßen getroffen ist. Es soll mich freuen, wenn Sie es gebrauchen können. Sonst legen Sie es ruhig beiseite oder schicken es mir zurück.

Über eine Frage möchte ich mich gern einmal mit Ihnen aussprechen, und ich wäre dankbar, wenn ich darüber Ihre Meinung erführe.

Es gehört, wenn ich richtig sehe, zur Eigenart der Grenzboten, daß sie neben den von den Verfassern mit Namen oder mit bekannter Chiffre gezeichneten Arbeiten (D. Kaemmel, C. J. usw.) auch pseudonyme oder anonyme Artikel bringen. Das hat den großen Vorteil, daß man sich über manche Dinge freier und ungenierter aussprechen kann, ohne daß gleich die ganze Meute der feindlichen oder auch freundlichen Parteipresse über einen herfällt. Namentlich in meiner jetzigen Lage giebt

mir das eine größere Freiheit, als ich sie haben würde, wenn ich meinen Namen unterzeichnete. Ich habe mich fast acht Jahre lang mit den verschiedensten Parteien in den Parlamenten und der Presse herumzanken müssen; daran ist meine Gesundheit gescheitert, ich bin nervös geworden und habe den persönlichen Zank gründlich satt bekommen. Ich bin daher dankbar dafür, daß Sie mich anonym schreiben lassen. Auf der andern Seite habe ich zuweilen die Empfindung, daß eine Zeitschrift wie die Grenzboten eigentlich Anspruch darauf hat, von ihren Mitarbeitern wenigstens dann und wann auch einmal einen Artikel mit deren Namen zu bringen, damit die Leser wissen, wer zu den Mitarbeitern gehört. Es kommt mir vor, als könnten Sie denken, ich schäme mich vor der Öffentlichkeit, mich als Mitarbeiter der Grenzboten zu bekennen. Das könnte dann auf die Dauer schwerlich ein volles Vertrauensverhältnis geben. Wie denken Sie darüber? Es kann ja auch sein, daß ich mich irre. Sollte es aber so sein, so bin ich gern bereit, auch einmal einen Artikel mit meinem Namen zu schreiben. Ich habe im Herbst 1898 die „offizielle Festfahrt“ nach Jerusalem zur Einweihung der Erlöserkirche mitgemacht. Davon ließe sich manches erzählen, was allgemeines Interesse bieten könnte. Es fragt sich nur, ob Ihnen das nicht als verspätet und veraltet erscheint. Bitte, schreiben Sie mir doch darüber einmal ganz offen Ihre Meinung.

Ich habe auch angefangen, Erinnerungen aufzuschreiben. Aber ich komme damit nur langsam vorwärts, teils wegen meines Befindens, teils weil meine Notizen sehr lückenhaft und unsicher sind. Angeregt hat mich dazu ein Brief des Herausgebers der Deutschen Revue, des Herrn Richard Fleischer in Wiesbaden. Obwohl mir völlig unbekannt, schrieb er an mich gleich nach meinem Rücktritt und ermunterte mich, namentlich aus der Zeit meiner politischen Wirksamkeit alles aufzuschreiben, was ich noch wüßte, weil erfahrungsmäßig die Erinnerung an Selbsterlebtes und Miterlebtes mit jedem Jahre mehr verblasse. Ich brauche es ja nicht zu publizieren, aber manches könne doch später einmal einen gewissen geschichtlichen Wert haben. Das leuchtete mir ein. So habe ich aus der Zeit von 1881 bis 1890 manches noch Unbekannte über Bismarck. Indessen veröffentlichen läßt sich davon nur wenig. Es leben noch zu viel Beteiligte. Höchstens läßt sich hie und da einmal etwas Anekdotenhaftes herauschneiden. Das sieht dann aber wieder zu unbedeutend aus, wenn der Zusammenhang fehlt, in dem es passierte.

12. April 1900

Mir werden Ihre Briefe nie zu lang; ich habe ja jetzt Zeit. Dagegen geniere ich mich begreiflicherweise, Sie mit so langen Briefen in Anspruch zu nehmen, der Sie als Verleger zugleich Ihr eigener Redakteur und Mitarbeiter sind. Aber ich tröste mich damit, daß es für Sie doch absolut nötig ist, über Ihre Mitarbeiter orientiert zu sein. Nachher werden wir schon von selbst kürzer werden. Jedenfalls bin ich Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie mir in Ihrem Briefe vom 10. dieses Monats so ausführlich geantwortet und mir das Jubiläumshft vom Jahre 1891 mitgeschickt haben. Es ist ja beschämend, daß ich es nicht gekannt habe. Aber im Jahre 1891 war ich — sehr gegen meine Neigung — zum Staatssekretär des Reichsjustizamts und Vorsitzenden der Kommission für das Bürgerliche Gesetzbuch gepreßt worden. Damals studierte ich die Nächte hindurch Pandekten und hatte keine Zeit, die Grenzboten zu lesen. Mich interessiert dies Jubiläumshft aufs höchste. Es enthält nicht bloß Grenzbotengeschichte, sondern ein Stück politische und Kulturgeschichte von höchstem Reize. Ich sehe nun erhelllich klarer als vorher, worauf es Ihnen ankommt, und ich freue mich, an dem Strange mitziehen zu dürfen. . . .

Die Lex Heinze. Ich rate, sobald wie möglich etwas darüber zu bringen. Es wartet ja alles darauf. Es ist kaum glaublich, wie sonst verständige Menschen sich diesen angeblich künstlerischen Entrüstungsrummel haben suggerieren lassen. Die meisten haben die betreffenden Paragraphen nicht gelesen. . . . Höchst wunderbar ist

auch das plötzliche Mißtrauen gegen die sonst durch das Parlament so verwöhnten Gerichte. Ich bin gar nicht prüde und auch gegen das Nackte weitherzig, wenn es schön ist. Unerfindlich ist mir aber, wie die Künstler hier gerade für die Unterschlebung des Gemeinen, Obzönen und Unzüchtigen als angebliche Kunst eintreten können, selbst Leute wie . . ., der freilich in allen Dingen des praktischen Lebens ein unmündiges Kind ist. Aber besprochen muß die Sache in den Grenzboten werden, wie überhaupt jede größere politische Aktion, und zwar zur rechten Zeit.

. . . Anonymität. Desto besser, daß Sie darüber so verständig denken. Sie haben ganz Recht, es ist besser, die Sache wirken zu lassen, als mit Namen Reklame zu machen.

. . . Das Aufschreiben von Erinnerungen ist sicher nützlich, aber für einen ehrlichen Mann sehr schwer. Man sträubt sich, die zartesten Motive, die schließlich die entscheidenden sind, niederzuschreiben. Ohne ein gewisses Maß von „Konfessionen“ geht es nicht ab, und diese werden, wie Bamberger einmal richtig bemerkt, nur zu leicht zu Koketterien. Selbst Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ sind nicht frei davon, und er war doch ein ganz Großer, an den keiner heranreicht. Aber ich will es versuchen, wieweit ich komme. Einzelnes schwebt mir vor, was ganz gut werden könnte, z. B. die eignen Schul-, Gymnasial- und Universitäts-erfahrungen. Ja, wenn man — unbeschadet der Wahrheit und Bescheidenheit — so einen Hauch von Poesie darüber breiten könnte, wie mein alter, verstorbener Freund Wilhelm von Kugelgen über seine „Jugenderinnerungen eines alten Mannes.“ Aber wer kann das?

. . . Das Programm der Grenzboten . . . unterschreibe ich, wenns sein muß, mit meinem Herzblut. . .

Nun habe ich Ihnen noch mehr geschrieben als Sie mir. Seien Sie nicht böse. . . Ich müßte eigentlich noch ein Wort darüber sagen, ob ich Ihnen für die Grenzboten nicht vielleicht kirchlich und zum Teil auch politisch etwas zu weit nach rechts stehe. Allein ich habe deswegen keine ernste Sorge. Beim Schreiben darüber kommt schließlich doch nichts heraus. Und wenn Ihnen einmal aus Anlaß einer Arbeit, die ich Ihnen schicke, Bedenken kommen, so werden Sie sie mir offen mitteilen. Dessen bin ich gewiß. Also haec haecenus.

22. April 1900

. . . Hoffentlich sind Sie mit der Lex Heinze gut fertig geworden. Der hier unter der Flagge der Lex Heinze gegründete Goethebund ist doch eine der seltsamsten Wunderlichkeiten, die wir erlebt haben. Seltsam freilich auch das Gegenstück, daß sich E. von Wolzogen öffentlich für die Lex Heinze und gegen die Opposition dagegen ausgesprochen haben soll.

. . . Sehr einverstanden bin ich damit, daß die Grenzboten ein profanes Blatt bleiben müssen.

Damit schliesse ich für heute. Mir geht es seit acht Tagen körperlich wieder nicht gut. Auch in meinem Hause ist Krankheit. Das lähmt die Frische und Arbeitslust. Hoffentlich geht es nun wieder aufwärts, nachdem es Frühling geworden ist. Gott befohlen! Mit herzlichem Gruße usw.

9. Mai 1900

Das haben Sie gut gemacht mit dem Wunderlichen und den Gesellschaftsthorheiten. Und wie einfach! Aber alles Gute ist einfach. Ich bin ganz einverstanden. Die Blätter des Büstenabzugs bekommen Sie hierneben zurück. . . Die Lobesworte am Schlusse mögen Sie streichen, wiewohl Sie mir Unrecht thun, wenn Sie meinen, es sei eigentlich ein Hymnus auf mein „goldnes Herz.“ Ach nein, ich habe ja von jeher für den Wunderlichen, der viel besser ist als ich, eine Passion gehabt.

Für heute Schluß. Ich darf gar nicht schreiben, sondern bin ins Bett gesteckt, heute beim Einzuge des Kaisers Franz Joseph. Ich habe gestern und in der Nacht

noch Schmerzen gehabt, von denen das Ende weg ist, wie die Hannoveraner sagen. Nun muß ich folgsam sein und kuscheln. . . .

Aber ich kann nicht mehr. Leben Sie wohl!

(Schluß folgt)



Der Anteil der Vereinigten Staaten an der internationalen Seeschifffahrt



uf dem von der Stadt Boston am 5. März dem Prinzen Heinrich zu Ehren veranstalteten Bankett hat unter anderm ein Herr Richard Olney, der unter Cleveland Staatssekretär war, eine Rede gehalten, die uns, wenn die Zeitungen über ihren Inhalt recht berichtet haben, eine besondere Beachtung zu verdienen scheint. Er soll in ihr gesagt haben, die Völker selbst, nicht die Herrscher gefährdeten heute den Frieden, darum sei das beste Mittel, einen Krieg zu vermeiden, die Völker freundschaftlich einander bekannt zu machen. Der Kaiser suche den Frieden zu erhalten dadurch, daß er Mißverständnissen zwischen den Nationen vorbeuge. Das sei besser als Heilversuche nach dem Bruche der Freundschaft. Die Entsendung des Prinzen Heinrich sei sehr zeitgemäß, denn Amerika fordere die Welt heraus zum Kampf um die industrielle Oberherrschaft, der der gewaltigste in der Weltgeschichte sei. Der Besuch des Prinzen und der überaus günstige Eindruck, den er gemacht habe, sei geeignet, dem vorzubeugen, daß der Kampf in einen Krieg ausarte. Deutschland und Amerika verpflichteten sich gewissermaßen gegenseitig, den Kampf in den Grenzen christlicher und zivilisierter Völker zu halten. In diesem Sinne werde der Besuch des Prinzen zu den merkwürdigsten Ereignissen der internationalen Geschichte gehören.

Ohne die Stellung und den Einfluß des Herrn Olney in den zur Zeit maßgebenden Kreisen seiner Landsleute zu kennen, und ohne uns optimistischen Erwartungen in dem von ihm angedeuteten Sinne hinzugeben, freuen wir uns aufrichtig über die in seinen Worten liegende, von reifem politischem Verständnis zeugende Anerkennung der weisen und humanen Weltpolitik unsers Kaisers, die immer wieder auf einen friedlichen Ausgleich der scharf zugespitzten nationalen Interessengegensätze bedacht ist, und der auch die Mission des Prinzen Heinrich zu dienen bestimmt war. Wenn sich im Deutschen Reich unverbesserliche Mörgler auch in diesem Falle wieder bemühen, dem deutschen Volke die Freude über die Politik des Kaisers durch billiges Anzweifeln des praktischen Erfolgs dieser Mission zu vergällen, so sollten sie sich angesichts des ruhigen, ernststen Urteils des Amerikaners Olney schämen. Handgreifliche Erfolge von politischen Aktionen, wie Prinz Heinrichs Amerikafahrt eine war,

Grenzboten II 1902